Werk

Titel: Das Meer und die Wolken in den beiden letzten Akten des "Faust"

Autor: Lohmeyer, Karl

Ort: Weimar

Jahr: 1927

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503542318_0013|log12

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Das Meer und die Wolken in den beiden letzten Akten des 'Faust'

Von Karl Lohmeyer (Cuxhaven)

Das Jahr 1925 hat uns ein Jubiläum der Faustdichtung gebracht, das wir nicht unbemerkt vorübergehen lassen dürfen. Am 25. Februar waren es 100 Jahre, daß Goethe in sein Tagebuch die Bemerkung einträgt: „Für mich Betrachtungen über das Jahr 1775, besonders 'Faust'." Das war der Beginn der letzten Periode in der Entstehung des Werkes, an dem sich Goethe fast sein ganzes Leben hindurch abgemüht hat. Lange Jahre hatte die Arbeit geruht. Wohl wußte man, daß mit dem 1808 veröffentlichten Ersten Teil das Werk nicht vollendet war, daß eine Fortsetzung folgen mußte, zu der bedeutende Pläne und umfangreiche Vorarbeiten vorlagen; aber es schien, als ob dem Dichter durch die veränderten Zeitverhältnisse politischer und sozialer Art sowie durch seine persönliche Entwicklung die Freude an diesem Stoffe geschwunden sei. Wenn Freunde und Verehrer in den folgenden Jahren auf die Faustdichtung anspielten, antwortete er ausweichend oder machte geheimnisvolle Andeutungen, aus denen Bestimmtes nicht zu entnehmen war. Im Dezember 1816 scheint er den Entschluß gefaßt zu haben, den Faustplan endgültig zu begraben; denn er diktierte eine umfassende Inhaltsangabe der Fortsetzung, so wie sie ihm früher vorgeschwebt hatte und damals gegenwärtig war, um sie in seine Lebensbeschreibung, die Bücher 'Dichtung und Wahrheit', aufzunehmen. Das war sein Verfahren, wenn es galt, sich von dichterischen Entwürfen zu lösen, die ihm zur Ausarbeitung nicht mehr geeignet schienen. Fast zehn Jahre später sehen wir ihn dann ohne deutlich erkennbaren Grund von neuem an der Arbeit. Ein gewaltiger Drang erfüllt den greisen Dichter. Es zwingt ihn, das Riesenwerk als

„Hauptgeschäft" seines Lebens wieder aufzunehmen, es trotz allen Hemmungen und Schwierigkeiten in jahrelanger Ausdauer zu meistern und den vollendeten 'Faust' seinem Volke als letztes Vermächtnis zu hinterlassen.

Es muß ein außerordentliches Ereignis gewesen sein, das den Anstoß zu diesem Wunder geben konnte, und es ist wohl der Mühe wert, danach zu suchen. Daß eifriges Zureden Eckermanns die Veranlassung zur Wiederaufnahme des Faustplanes gewesen sei, wie man gemeinhin annimmt, oder, wie auch wohl gesagt ist, die Rücksicht auf die 'Ausgabe letzter Hand', der durch den vollendeten 'Faust' ein größeres Gewicht hätte gegeben werden sollen, dürfte als befriedigende Lösung der Frage nicht angesehen werden: die Ursache muß bedeutender, sie muß, nach der Wirkung zu urteilen, von elementarer Wucht gewesen sein. Wenn wir versuchen, ihr nachzuspüren, so wollen wir von dem letzten Drittel der Gesamtdichtung ausgehen, das den IV. und V. Akt des Zweiten Teiles umfaßt. In diesem letzten Drittel findet der Held die endliche Befriedigung, die ihm das Streben nach sinnlichem Genusse (I. Teil) und dem Ideal ästhetischer Schönheit (II. Teil, Akt 1—3) nicht hatte geben können, im Kampfe gegen die schädlichen Kräfte der Natur und im Wirken für das Wohl der Menschheit. Der Schauplatz dieses letzten Drittels aber liegt an den Küsten des Meeres.

Goethe hat das deutsche Meer mit leiblichen Augen nie geschaut, seine persönlichen Eindrücke von der Größe und Erhabenheit des Meeres hat er am Mittelmeer in Italien gewonnen, die Nordsee wie das nordische Land überhaupt haben ihm immer im eigentlichen Wortsinne fern gelegen und sind ihm sogar in früheren Zeiten seines Lebens eher abstoßend als vertraut gewesen. In seinem trefflichen Buche 'Beziehungen Goethes zu Hamburg' hat Johannes Kießner auch des Dichters Äußerungen über die niederdeutsche Landschaft gesammelt. So ist Holstein (in der Anzeige der Gedichte des Eutiners Joh. Heinr. Voß) „ein Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermuteten. Und freilich übt denn auch daselbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole her stürmend bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis, ein stöbernder Wirbel treibt um den hohen

Giebel" (Werke 40, 264). Ein andermal sagt er: „Ich traue denen nordischen Sumpf- und Wassernestern gar nichts Gutes zu" (an Fritz Jacobi, 12. Juni 1796) und stellt 1806 in seinen Gedichten an Tischbein das „nord'sche Trübe", die Gegend von Hamburg, wo sich der Maler damals aufhielt, dem „heitern Land der Sonne", Italien, gegenüber (Werke 2, 161). Zu der Nordseeküste hat er gar keine inneren Beziehungen: „Wenn es eine eigne wunderliche Vorstellung ist, daß Hamburg so weit von uns ab in der Welt liege, so mag sie irgend einen Grund in dem Mangel des unmittelbaren Bezugs haben, der uns tiefe Mittelländer mit den Seeküsten verbände" (Briefe 31, 187). Das sind Vorstellungen, in die wir uns bei den heutigen Verkehrsverhältnissen kaum mehr hineindenken können.

Später, etwa im letzten Jahrzehnt seines Lebens, ist das freilich anders geworden, da sind ihm die Länder an der Nordsee und diese selbst näher gerückt. Er hat sie als Naturwissenschaftler sozusagen entdeckt und in ihnen reichen Stoff für seine Forschungen gefunden. Dem Felseneiland Helgoland widmet er besondere Teilnahme als Geologe. Das Meer selbst beschäftigt ihn in vielfacher Beziehung: als Element in seinen periodischen Bewegungen, in den Problemen der Ebbe und Flut, der Winde und Sturmfluten, als völkerverbindendes und kulturförderndes Mittel. Er verfolgt die Handelsverbindungen der Völker untereinander, die Verkehrsstraßen zu Land und See, und macht, weit vorausschauend, auf wünschenswerte Durchbrechungen der die Meere trennenden Landbrücken aufmerksam. Er beobachtet den Ausbau deutscher Häfen, besonders Bremerhavens, die Beteiligung Deutschlands am Welthandel. Auch sind ihm die Heilkräfte des Seewassers, der Seeluft wohlbekannt, welche die damals neu entstehenden deutschen Nordseebäder anzupreisen sich beeiferten; die Insulaner und Meeranwohner hält er für „bei weitem produktiver und tatkräftiger als die Völker im Innern der Kontinente." Seine Freunde wissen um diese lebhafte Teilnahme und suchen ihr durch Briefe, durch eigene und fremde Berichte Genüge zu tun. Fast alles dieses weist uns zeitlich in die letzte Periode der Faustdichtung und gewinnt rechtes Licht erst durch den Zusammenhang mit der Dichtung.

Wenn Faust vom Kaiser, dem er aus der Not geholfen hat, mit dem unfruchtbaren Strande des Reiches belehnt wird, der im gewaltigen Spiele von Ebbe und Flut bald der Erde, bald dem Wasser angehört, wenn er da durch Gräben und Schutzbauten als Wasserbaumeister größten Stiles das Meer zurückdrängt und reichbevölkerte, fruchtbare grüne Landschaften erstehen läßt, die von sicherem Hafen aus Handelsflotten in alle Welt entsenden, so können wir nicht anders als an die Nordsee denken, wenn auch der Dichter sie nicht ausdrücklich als Schauplatz nennt.

Um das genauer zu erweisen, müssen wir auf Goethes wissenschaftliche Betätigung dieser Jahre einen Blick werfen.

Während andere Gelehrte im Alter die Neigung zeigen, den Kreis ihrer Wissenschaften zu verengen, hat Goethe — auch darin mit andern unvergleichbar — den seinen noch in den letzten anderthalb Jahrzehnten seines Lebens um ein neues weites Feld vermehrt, um die Meteorologie. Zu dieser Wissenschaft, die, wie einer ihrer Vertreter sagt, gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts eben erst aus den Kabanen der Fischer, aus den Wäldern des Jägers, aus den Fluren und Auen des Landmanns und Gärtners in die Pflanzstätten der Wissenschaft verlegt war, hatte sich Goethe von jeher hingezogen gefühlt, die Berichte über seine Reisen legen davon Zeugnis ab; aber erst seitdem ihn 1815 Karl August auf die von dem Engländer Howard eingeführte Terminologie der Wolkenformen hingewiesen und er darin ein festes Schema für seine Beobachtungen und Folgerungen gefunden hatte, erwachte in ihm eine Begeisterung für die neue geheimnisvolle Wissenschaft, die ihn ganz gefangen nahm und jahrelang nicht wieder los ließ. Besonders die Jahre 1820—1825 sind ganz erfüllt von dieser leidenschaftlich betriebenen Forschung. Und wenn man sich in Goethes meteorologische Aufsätze vertieft und sie mit den verwandten Bemerkungen der Tagebücher, Briefe, Gespräche zusammenstellt, so möchte man sagen, daß Goethe nie, auch bei der Beschäftigung mit der Farbenlehre nicht, von einer Wissenschaft so innerlich erfüllt gewesen ist wie von der Witterungskunde in seinen Altersjahren. Unsere Aufgabe braucht es nicht zu sein,

den wissenschaftlichen Wert dieser Studien zu untersuchen und herauszustellen, was etwa die jetzige Meteorologie davon gebilligt oder abgelehnt hat, uns soll allein der Einfluß beschäftigen, den diese Forschung auf Denkweise und dichterische Tätigkeit Goethes ausgeübt hat.

Wie durchaus in seiner wissenschaftlichen Betätigung, so ahnt Goethe auch in der Meteorologie hinter dem „Zugänglichen" das „Unzugängliche", und die atmosphärischen Erscheinungen, die „weder dem Auge des Dichters noch des Malers jemals fremd werden können" (Naturwiss. Schriften 12, 6), bieten sich bei ihrer Alltäglichkeit und Allgegenwart willig zu geistiger Aus- und Umdeutung dar: sie werden zu Bildern, zu Gleichnissen, zu Symbolen, in denen das Sichtbare ein Spiegel ethisch-intellektueller Beziehungen ist, die sinnlich zu erfassenden Bewegungen des Luftraums die unsinnlichen Vorgänge der Menschenseele verdeutlichen müssen. Goethe war von der Howardschen Wolkenlehre ausgegangen; hatte er doch selbst schon früh beobachtet, daß verschiedene Wolkenformen verschiedenen atmosphärischen Höhen eigneten ('Tag- und Jahreshefte' 1817, Werke 36, 127). Nun entwickelt er das System der Luftregionen. In Übereinstimmung mit anderen Gelehrten nimmt er ihrer drei an, eine untere, die Region des Stratus, eine mittlere, die des Cumulus, eine obere, die des Cirrus. Zu ihnen kommt noch eine vierte, die unterste, in welcher der Nimbus, die in Regen und Gewitter niederstürzende Sturmwolke, herrscht. In der Atmosphäre, die nach unten zu immer dichter, schwerer und wasserhaltiger, nach oben zu immer leichter und trockener wird, spielt sich nun ein dauernder Kampf ab, dessen sichtbare Zeichen die Wolkenarten und ihre Veränderungen sind. „Die mittlere Region ist die des Cumulus; in ihr wird eigentlich der Konflikt bereitet, ob die obere Luft oder die Erde den Sieg erhalten soll. Diese Region hat die Eigenschaft, daß sie zwar viel Feuchtes in sich aufnehmen kann, allein nicht in vollkommener Auflösung; es vereinigt sich zwar zu einer leichten, aber doch dichten Körperlichkeit und erscheint uns geballt, gehäuft und nach oben in bestimmten Formen ausgebogt und begrenzt ... Gewinnt nun die obere Region, ihre trocknende, Wasser auflösende, in sich aufnehmende Gewalt, die Oberhand,

so werden diese geballten Massen an ihrem obern Saum aufgelöst, aufgezupft, sie ziehen sich flockenweise in die Höhe und erscheinen als Cirrus und verschwinden zuletzt in dem unendlichen Raume. Überwindet nun aber die untere Region, ... so senkt sich die horizontale Basis des Cumulus nieder, die Wolke dehnt sich zum Stratus ... und stürzt endlich im Regen zu Boden, welche Erscheinung zusammen Nimbus genannt wird" ('Wolkengestalt nach Howard', Naturwiss. Schriften 12, 35).

Auf Berges Ferne ballt sich auf
Ein Alpenheer, beeist zu Hauf,
Und oben drüber flüchtig schweifen
Gefiedert weiße luftige Streifen;
Doch unten senkt sich grau und grauer
Aus Wolkenschicht ein Regenschauer.
(Marienbad 1823, Werke 4, 30.)

Wie der Dichter jede dieser atmosphärischen Erscheinungen in Parallele zu einem geistig-sittlichen Vorgang setzt, wie jede ihm ein Symbol seelischer Bewegung wird, ist an einigen Beispielen aus dem 'Faust' darzutun.

Wir erinnern uns an den Anfang des IV. Aktes. Eine Wolke zieht gegen das Hochgebirge heran, lehnt sich an und entläßt Faust, den sie „sanft an klaren Tagen über Land und Meer geführt". Es ist eine Wolke der Cumulusregion: die Cumuluswolken „ziehen langsam einher, dieses kann bei gleich tiefem Barometerstande mehrere Tage anhalten". Gerade eine solche Beförderung braucht der Dichter: Faust soll ein neues Leben beginnen, das alte soll er vergessen, da braucht er Zeit, die dieser Wolkenzug ihm gewährt. Die Wolke „löst sich langsam, nicht zerstiebend" von ihm ab, „nach Osten strebt die Masse mit geballtem Zug". Diese Richtung nimmt sie nicht, um, wie man in den Erklärungen liest, nach Griechenland zurückzukehren, woher sie gekommen war. Es ist nach Goethe „der Hauptpunkt, daß der Sieg der oberen Region, die Herrschaft der Trocknis, durch den Ostwind und den ihm zugeteilten Nordwind, der Sieg der untern Region, der sich auf die Erde beziehenden Feuchte, durch den West- und den ihm verbündeten Südwind angedeutet, begleitet und bewirkt werde" (Naturwiss. Schriften 12, 38).

Westen mag die Luft regieren,
Sturm und Flut nach Osten führen,
Wenn Merkur sich schläfrig zeigt;
Aller Elemente Toben
Osther ist es aufgehoben,
Wenn er aus dem Schlummer steigt.
('Zahme Xenien'.)

Darum heißt es in einem prosaischen Entwurf zu dieser Szene: „Die Wolke steigt halb als Helena nach Südosten, halb als Gretchen nach Nordwesten", wodurch für den meteorologisch denkenden Dichter die verschiedene symbolische Ausdeutung der beiden Wolkenbilder bestimmt war. Mit dem Zug nach dem Osten, der die Folge eines Westwindes sein muß, wird also angedeutet, daß das, was die Wolke darstellt, zu Wasser werde, also irdisch und vergänglich sei. Vorläufig aber schwebt sie noch in der mittleren Region und zeigt die wunderbaren, phantasiereizenden Formen, die dem Cumulus eigen sind:

Nun regt sich kühn des eignen Bildens Kraft,
Die Unbestimmtes zu Bestimmtem schafft;
Da droht ein Leu, dort wogt ein Elefant,
Kameles Hals, zum Drachen umgewandt;
Ein Heer zieht an, doch triumphiert es nicht,
Da es die Macht am steilen Felsen bricht. . .
('Howards Ehrengedächtnis', Werke 3, 98.)

Hier zeigt sich Fausts entzücktem Auge

Auf sonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingestreckt,
Zwar riesenhaft, ein göttergleiches Fraungebild,

das Helenaideal seiner Vergangenheit. Aber im Zuge nach dem Osten siegt die herabziehende untere Region der Erde, das Bild verrückt sich, der Cumulus verwandelt sich, und „formlos breit und aufgetürmt" ruht die Wolke im Osten, „fernen Eisgebirgen gleich und spiegelt blendend flücht'ger Tage großen Sinn". Der Dichter selbst hat hier die Erklärung ausgesprochen. Wie das Wolkenbild zerronnen und nach unten gezogen ist, so ist das Helenaideal für Faust versunken, nur noch eine schöne Erinnerung; für das höhere Leben der Zukunft hat es ihm nichts gebracht. Diese formlose Wand im Osten entspricht einer Wolkenform, für die Goethe eine besondere Bezeichnung eigener Erfindung auf-

gestellt hat, den Terminus der Paries, der „Wand": ihr Umriß ist „bergrückenartig, so daß man eine entfernte Gebirgsreihe zu sehen glaubt". In das erste deutsche Lehrbuch der Meteorologie von Kämtz (erschienen 1831—1836) ist dieser Terminus noch aufgenommen; spätere Meteorologen haben ihn fallen lassen.

Wie dieses erste Bild, so ist auch das folgende ein Wolkengleichnis (V. 10055/66), aber von entgegengesetzter Bedeutung. Ein Teil der Wolke ist zurückgeblieben, schwebt als zarter, lichter Nebelstreif in der charakteristischen Form des Stratus, steigt höher und höher, wird zum Cumulus, dessen wundersame Gestaltungsfülle sich hier in Gretchens Erscheinung offenbart, und wird in die obere Region hinaufgeführt. Während aber sonst, beim Siege der oberen Atmosphäre, der Trocknis, der Cumulus seine geballte Gestalt verliert und sich in die Streifen und Flocken des Cirrus auflöst, die dann in der höchsten Atmosphäre aufgesogen werden, bleibt hier die schöne Form beim Aufstieg erhalten, sie „löst sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin". Für den Meteorologen ist das ein seltenes Phänomen, das Goethe einmal in Marienbad (21. Juni 1822) beobachtet und aufgezeichnet hat. „Ein Cumulus der hohen Region ward nicht etwa teilweise zerzupft, sondern löste sich, seine Gestalt behaltend, in Cirrus auf" (Naturwiss. Schriften 12, 63). Das ist dem Dichter ein Symbol der Beständigkeit des zweiten Bildes, in dem, im Gegensatz zu dem ersten, das Himmlische, Ewige den Sieg davonträgt. Die Cirruswolke, im reinen Äther verschwindend, ist ihm Symbol der Erlösung von der Erdenschwere.

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt, Seraph gleich, aus ernster Wolken Chor,
Als glich' es ihr, am blauen Äther droben,
Ein schlank Gebild aus lichtem Duft hervor.

('Elegie', Werke 3, 22.)

Gretchens Wolkenbild, zum Äther aufsteigend, „zieht das Beste seines Innern mit sich fort". Am Himmelstor wird es als lichte Wolke seiner harren und ihn ins Paradies einführen (vgl. 'Elegie', 1. Strophe); so wird die Einleitung des letzten Faustteils mit dem Schlusse (V. 12069 ff.) verknüpft.

Während für diese Szenen auf den Zusammenhang zwischen

Dichtung und Goethes Wolkenstudien gelegentlich schon hingewiesen worden ist, scheint mir die Benutzung der Meteorologie zur Erklärung eines anderen Faustabschnittes neu zu sein: ich meine die Schlußszenen, Fausts Himmelfahrt. Von dieser rätselvollen und tiefsinnigen Szenenfolge sagt Kuno Fischer in seinem Faustbuche (4,1904,1020f.): „Man darf nicht für die letzten Szenen des 'Faust' ein bühnenmäßiges Szenarium fordern, in welchem die heiligen Einsiedler und die 'seligen Knaben' und die Engel, die 'Faustens Unsterbliches' tragen, 'die jüngeren Engel' und 'Engel der vollendeteren Art' zusammen agieren, die jenseitigen und diesseitigen Regionen ineinanderspielen können. Ein solches Szenarium gibt es nicht." Ich möchte erwidern: Vielleicht doch! Meiner Auffassung nach läßt sich in diesen letzten Szenen wie in der Einleitung des IV. Aktes eine zugrundeliegende naturwissenschaftliche Vorstellung nachweisen, sozusagen das meteorologische Skelett herauspräparieren. Wieder haben wir ein atmosphärisches Gleichnis, es ist aber nicht episodenhaft wie jene beiden Wolkenbilder, sondern eine das Ganze umfassende Vision von riesenhaften Ausmaßen. Erschwert wird die Aufgabe der Erklärung dadurch, daß der Dichter bei der endgültigen Redaktion manches änderte, zusetzte und wegließ, auch wohl gerade hier viel „hineingeheimnißt" hat. Trotzdem aber scheint mir die ursprüngliche Konzeption noch deutlich genug erkennbar zu sein.

Auch diese Szene führt uns in das Gebirge, das nach Goethes Aussage für die Beobachtung atmosphärischer Erscheinungen besonders günstig ist. Auf der einen Seite steigt von wasserdurchströmten Niederungen ein Berg gewaltig empor, die Szenenangabe: „Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde" sind etwa Stufen der immer wasserärmer, d. h. unirdischer, heiliger werdenden Berglandschaft. „Gebirgauf" sind die heiligen Anachoreten verteilt, einer, Pater profundus, in der „tiefen Region", wie die szenarische Anmerkung sagt, ein zweiter, Pater Seraphicus, in der „mittleren Region", ein dritter, Doctor Marianus, dem Gipfel nah in der oberen Region, die hier als „höchste, reinlichste Zelle" bezeichnet wird. Zu Anfang wird ein vierter, Pater ecstaticus, als „auf- und abschwebend" genannt. Wo er sich aufhält, da herrscht das feuchte Element unbeschränkt, er findet in

dieſer unterſten Region keinen Ruheplatz, und wie der Geiſt Gottes vor der Schöpfung ſchwebt er über dem Waſſer.

Auf der anderen Seite vor und neben dem Gebirge umfaßt der Blick die Atmoſphäre von der Erdentiefe am Gebirge aufwärts und dieſes weit, weit überragend bis zu den höchſten Atherhöhen. In dieſem gewaltigen Himmelsraume vollziehen ſich Himmelfahrt und Erlöſung. Die Erhebung der Seele zu immer größerer Vollendung und Reinheit wird durch die in Wolkenform von der Erde aufſteigenden „ſeligen Knaben" dargeſtellt. Wie ſie aus der unteren zur mittleren Region hinaufſchweben, werden ſie von dem Pater Seraphicus bemerkt (V. 11890ff.)

Welch ein Morgenwölkchen ſchwebet
Durch der Tannen ſchwankend Haar?
Ahn' ich, was im Innern lebet?
Es iſt junge Geiſterſchar.

In der mittleren Region bereitet ſich der Konflikt, ob die obere oder die untere Atmoſphäre den Sieg erhalten wird. Man denke an die Unſicherheit der Knaben, die nicht wiſſen, „wo ſie wallen, wer ſie ſind". Pater Seraphicus, der Hüter der mittleren Region, läßt ſie einen Blick in die waſſerdurchtobte untere Gegend tun und zeigt ihnen, als ſie ſich, von Grauen geſchüttelt, abwenden, den Weg aufwärts, der in den freiſten Äther führt. Bald ſchon kreiſt ihr Chor um die höchſten Gipfel. Die obere Region hat geſiegt, das Irdiſche iſt überwunden. Dort „in der höheren Atmoſphäre ſchweben Engel, Fauſtens Unſterbliches tragend". Im Kampfe mit den Teufeln hatten ſie es entführt und in Wolkengeſtalt nach oben getragen. Das zeigt uns ein Paralipomenon (Werke 15 [I], 343):

Engel indeſſen entſchwebend
Liebe, die gnädige,
Hegende, tätige,
Gnade, die liebende,
Schonung verübende,
Schweben uns vor.
Fielen der Bande
Irdiſcher Flor,
Wolkengewande,
Tragt ihn empor!

In der höheren Atmosphäre schweben in Reihen die Chöre der Engel und führen das Sphärenlied von der Erlösung durch die göttliche Liebe, das die heiligen Männer angestimmt haben, weiter. Und über ihnen, als „leichte Wölkchen" sich um die Himmelskönigin verschlingend, schweben die Büßerinnen: so scheint's ein Aufwärtsstreben von immer leichter und zarter werdenden Kreisen. Dem Dichter steht da das feinste und zarteste Wolkengebilde vor Augen, das er oft voll Entzücken beobachtet hat, die Cirrusregion bei strahlendem Sonnenschein. „Der Cirrus", sagt er, „zeichnet sich durch seine größte Höhe aus, dadurch daß er die leichteste, schwächste, durchsichtigste und feinste Wolkenform ist und daß er endlich fast stets aus feinen Fäden von verschiedener Richtung und Lage, wo jedoch die horizontale die vorherrschende ist, oder aus krausen, durchsichtigen Häufchen besteht." Wenn er ganz vollkommen ist, so wird er Wetterbaum oder auch Wind- oder Luftbaum genannt, „dessen Zweige aus parallelen und divergierenden feinen Streifen bestehen" (Naturwiss. Schriften 12, 222).

Die Engelchöre haben die hinaufziehenden Wolken der „seligen Knaben" bemerkt (V. 11966 ff.):

Nebelnd um Felsenhöh'
Spür' ich soeben
Regend sich in der Näh'
Ein Geisterleben.
Die Wölkchen werden klar,
Ich seh' bewegte Schar
Seliger Knaben.

Diesen soll Fausts Seele zugesellt werden. Beglückt nehmen die „seligen Knaben" sie auf (V. 11981 ff.):

Freudig empfangen wir
Diesen im Puppenstand;
Also erlangen wir
Englisches Unterpfand.

Sie, die noch Unentwickelten, hoffen im Aufsteigen mit Faust auch zur Würde der Engel zu gelangen. Sie fahren fort:

Löset die Flocken los,
Die ihn umgeben!
Schon ist er schön und groß
Von heiligem Leben.

Die „Flocken" werden in den Kommentaren gedeutet als die Flocken der Puppe des Seidenwurms.[1]) Aber abgesehen von der naturgeschichtlichen Unrichtigkeit, die wir dem Dichter nicht zutrauen dürfen — der Kokon der Seidenraupe ist von einem über 1000 Meter langen Seidenfaden fest umsponnen, nur außen haften einige faserige Flocken daran —, was brauchen wir den Puppenstand der Knaben auf Faust zu beziehen; er ist doch mehr als sie und soll sie lehren (V. 12083)! Auch hier liegt der Ausdruck im Bereich des Meteorologischen. Als Wolke ist Fausts Unsterbliches emporgetragen worden, der Wolkenform wird es hier am Himmelseingang entkleidet, um neue, ätherische Gestalt anzunehmen. Wenn die Wolke aus der mittleren in die höhere Region aufsteigt, dann „löst sie sich flockig (oder in Flocken) auf", „wird sie zu Flocken gekämmt", „zieht sie sich flockenweise in die Höhe", und wie die von Goethe gebrauchten Ausdrücke alle lauten.

Die Deutung der Himmelfahrtregionen des 'Faust' aus den Luftregionen der Meteorologie scheint mir einfacher und zwangloser zu sein als die Erklärung aus den Einsiedeleien am heiligen Berge Montserrat oder den himmlischen Wohnungen im Erlösungssystem des Mystikers Swedenborg, wenn ich auch überzeugt bin, daß solche Anschauungskreise den Dichter besonders zuletzt, als die meteorologischen Vorstellungen blasser geworden waren, beeinflußt haben mögen. Um nun aber die Luftregionen überhaupt vorstellbar zu machen, projiziert Goethe sie sozusagen auf das nebenstehende Gebirge, und die heiligen Anachoreten als Hüter und Vertreter dieser Regionen oder Stufen in der Entwicklung der Seele begleiten den himmlischen Vorgang mit ihrem Hochgesang von der ewigen Liebe und der Erlösung: der tiefste, noch schwankend zwischen Sündenschmerz und Erlösungssehnsucht, gibt den Grundgedanken an, den die folgenden in immer sich steigernder Erkenntnisklarheit weiterführen, bis die Engelchöre, ins Unendliche hinauf mit ihren Reigen den Himmel erfüllend, die Weise aufnehmen und schließen.

[1]) Eine andere Erklärung gab Schröer in der 'Chronik des Wiener Goethe-Vereins' (1. Jahrg. Nr. 1 S. 8): Flocken (besser: Flokken) das Feiertag- und Leichenkleid der Benediktiner (mittellateinisch floccus oder froccus).

Der Gedanke, die Läuterung der Seele darzustellen im Bilde der stufenweise nach oben sich verklärenden Wolkenformen, ist bei Goethe nicht neu. Am deutlichsten findet er sich ausgedrückt in den 1821 gedichteten Versen 'Howards Ehrengedächtnis' (Werke 3, 100), die, richtig geordnet, beinahe ein Gegenstück zu Fausts Erlösung bilden. Im Cirrusgedicht heißt es da mit deutlichem Hinweis auf die symbolische Bedeutung:

Doch immer höher steigt der edle Drang!
Erlösung ist ein himmlisch leichter Zwang.
Ein Aufgehäuftes, flockig löst sich's auf,
Wie Schäflein tripplend, leicht gekämmt zu Hauf.
So fließt zuletzt, was unten leicht entstand,
Dem Vater oben still in Schoß und Hand.

Wir könnten aus Goethes meteorologischen Schriften die Parallelen zu den Einzelheiten unserer Faustszenen noch vermehren; ich will mich auf eine einzige beschränken.

Am 11. Mai 1820, am Himmelfahrtsfeste, beobachtet Goethe in Karlsbad „anhaltend und aufmerksam" den Himmel und schildert seine Wahrnehmungen in seinem 'Wolkendiarium': „Der höhere Himmel leicht gestreift. Gegen Abend ein Phänomen, welches ich noch nicht bemerkt. Gegen Westen in der Höhe Cirrusstreifen, doch wahrscheinlich nicht so hoch als sonst gewöhnlich; denn kleine, leichte, wollige Wölkchen wurden, wie sie sich jener Region näherten, aufgelöst und in vertikale Streifen verwandelt; doch konnte man bemerken, daß sie sich auch unverwandelt zwischen jene Streifen hineinzogen, ihre wollige Gestalt noch eine Weile behaltend. Wahrscheinlich ging dies auf der Grenze der obern und mittlern Region vor." Am 12. Mai: „Die gestrige Beobachtung war heute viel entschiedener." Sie wiederholte sich auch noch an den folgenden beiden Tagen, dem 13. und 14. Mai, wo es heißt: „Wie gestern, nur daß die Cumulus ihre eigentümliche geballte Gestalt mehr behielten" (Naturwiss. Schriften 12, 26 ff.). Der viermal wiederholte, seltsame Vorgang besteht also darin, daß die von unten aufsteigenden Cumulus-Wölkchen zwischen den Cirrus-Streifen in die Höhe ziehen, ohne ihre Gestalt zu verlieren. Am gleichen Himmelfahrtstage, an dem Goethe zuerst diese Beobachtung

machte, schrieb er einen Brief an Freund Zelter, in dem er von dem Abschlusse dieses Witterungsvorganges sagt: „Die obere austrocknende Luft hat gesiegt, alle Wolken sind verschwunden, der heutige Himmelfahrtstag ist ein wahres Himmelsfest!" (Hecker 2, 60). Ist es zu kühn, wenn wir, bei der auffallenden sachlichen Übereinstimmung mit dem Wolkenbilde im 'Faust', die Vermutung aussprechen, dieses „Himmelsfest" am Himmelfahrtstage habe dem Dichter vorgeschwebt, als er sich einige Jahre später anschickte, Fausts Aufstieg zur Erlösung in allegorischer Weise in Wolkenbildern darzustellen?

Mit diesen meteorologischen Deutungen haben wir uns von unserm ersten Thema um ein gutes Stück entfernt. Es lag mir aber daran, zu zeigen, wie stark Goethe auch in seinem dichterischen Schaffen zu dieser Zeit von seinen meteorologischen Vorstellungen beeinflußt wurde, und diese Erkenntnis wird das Folgende noch einleuchtender machen.

Neu und überraschend tritt in der Faustdichtung von 1825 ab das entscheidende Motiv auf: Faust am Meeresstrande bekämpft und besiegt die Elemente und wird dadurch ein Wohltäter der Menschheit. Die Versuche, Vordeutungen dieser Idee schon früher im Geiste des Dichters nachzuweisen, sind vergeblich gewesen, wir dürfen vermuten, daß wie die Sache so auch ihre Ursache der späteren Zeit angehöre. Was man alles als Anregung zu dem neuen Motiv angeführt hat, Goethes Kenntnis von Wasserbauten der Römer im Altertum, der Venetianer im Mittelalter, der Holländer und Friedrichs des Großen in der Neuzeit und anderes mehr, trifft den Kern der Sache nicht. Einen neuen Erklärungsversuch zu wagen, wenden wir uns vorerst Ereignissen zu, die sich vor 100 Jahren an der Nordseeküste abgespielt haben. Es ist alter Volksglaube der Küstenbewohner, daß alle hundert Jahre einmal das nachbarliche Meer seine Grenzen überschreitet, die Fesseln sprengt, die Menschengeist und Menschenkraft ihm angelegt haben, und in Tod und Verderben seine wilde Naturkraft austobt. Dieser Glaube ruht auf der Geschichte der Sturmfluten und Deichbrüche, wie sie sich durch Jahrhunderte hin dem Gedächtnis der Nachwelt einprägten und

noch in der Vorstellung die Meeresanwohner ängstigten, bis ein neues, furchtbareres Unglück die Erinnerung der früheren verblassen ließ. Die Chroniken der Marschländer verzeichnen in ihrer naiven Form diese Schicksalsjahre und -tage seit dem 12. Jahrhundert; man muß sie lesen, um von dem an den Küsten geführten Riesenkampf des Menschen mit den Elementen eine Vorstellung zu gewinnen.

Eine der schlimmsten Katastrophen — bis heute glücklicherweise die letzte — brach über die Nordseeländer im Februar 1825 herein. Schon in den letzten Monaten des Jahres 1824 waren von überall her elementare Unglücksfälle gemeldet worden, große Überschwemmungen des Rheines, eine Sturmflut in Petersburg, mit Deichbrüchen verbundene Stürme im Nordseegebiet. Aber das alles war nur ein Vorspiel.

In der Nacht vom 3. auf den 4. Februar entstand bei heftigem Nordweststurme eine ungeheure Vollmondspringflut. Das Wasser stieg mit nie beobachteter Schnelligkeit, es folgte ein plötzliches Sinken, dann ein um so schnelleres Emporwogen, mehrere Stunden vor der gewöhnlichen Flutzeit. Die Flutwelle, von starken Gewittererscheinungen begleitet, erhob sich zu riesiger Höhe, noch bei Hamburg betrug sie fast 7 Meter über dem Normalen; sie überströmte die Länder an der Nordsee bis tief in die Flüsse hinein mit solcher Gewalt, daß alles Menschenwerk an Deichen, Schleusen und Dämmen unfähig war, sie aufzuhalten. Überall, vom heutigen Belgien bis nach Jütland hinauf, wurden die Marschen auf 151 Quadratmeilen Fläche von salzigem Wasser überströmt; das Trinkwasser wurde verdorben, die Wohnstätten weggespült oder unbewohnbar gemacht. In wenigen Stunden ertranken 800 Menschen, die meist im Schlafe von der Flut überrascht waren; ungezähltes Vieh fand den Tod in den Wellen.

Das ist die Sturmflut, von der Johann Christoph Biernatzki, der sie als Halligpriester auf Nordstrandisch-Moor miterlebte, in seiner Novelle 'Die Hallig' eine so ergreifende Schilderung gibt. Der Marschendichter Hermann Allmers, geboren 1821, rechnet sie zu seinen ersten bewußten Jugenderlebnissen; die Erinnerung daran verließ ihn nie und hat zum guten Teil seine dichterische

Tätigkeit bestimmt. Bekannt ist sein Gedicht 'Die Wassersnot', das die Ereignisse der Schreckensnacht darstellt. Auch auf Theodor Storm, geboren 1817, haben gleiche Eindrücke aus der Knabenzeit bis in das Alter nachgewirkt und vor allem im 'Schimmelreiter' ihren Niederschlag gefunden. Alle die vielen späteren Schriftsteller des Seeromans und der niederdeutschen Küste sind da, wo sie den Kampf mit den Elementen schildern, mehr oder weniger abhängig von den Berichten über die Februarflut des Jahres 1825. In solchem Maße hatte das Ereignis die Kraft, die dichterische Phantasie zu beeinflussen.

Wir können uns vorstellen, wie Goethe bei seiner meteorologischen Einstellung von diesem elementaren Unglück, das so plötzlich und rätselvoll war, ergriffen werden mußte. Schon die Stürme und Fluten im November und Dezember des Vorjahres hatten ihn auf das lebhafteste bewegt[1]) und zu Untersuchungen über Ursache und Wirkung veranlaßt. Als ihn Eckermann am 9. Dezember 1824 im Gespräch über die Petersburger Flutwelle fragte, ob man wohl wisse, wie dergleichen zusammenhänge, antwortete er: „Das weiß niemand, man hat kaum bei sich von solchen geheimen Dingen eine Ahndung, viel weniger könnte man es aussprechen." Solche Gedanken mußten bei dem starken Eindruck vom Februar 1825 von neuem angeregt werden. Goethe arbeitete damals an einer zusammenfassenden Darstellung der Meteorologie, die unter dem Titel 'Versuch

[1]) Goethe an Nees von Esenbeck am 12. Nov. 1824 und dessen Antwort am 4. Dez. 1824: „Dergleichen [meteorologische] Beobachtungen sollten recht allgemein angestellt und zur Vergleichung gebracht werden, wenn nämlich die Sündflut, welche die aufgehenden Brunnen der Tiefe schon drohten, uns dazu Zeit läßt" ('G.s Naturwissenschaftliche Korrespondenz', herausg. von Bratranek 2, 103 ff.). Vgl. dazu Kämtz, 'Lehrbuch der Meteorologie' (1831—1836) 2, 383: „Das Jahr 1824 und der darauffolgende Winter 1825 werden noch lange in schrecklichem Andenken für viele Bewohner von Europa bleiben. Die schreckliche Überschwemmung des Rheines, dann die Sturmfluten in Petersburg, späterhin in Schleswig-Holstein waren Folgen der vorhergehenden, lange Zeit anhaltenden Stürme aus SW. Dabei war das Barometer sehr unruhig, die Regen so häufig, daß besonders im südlichen Deutschland allenthalben, selbst auf Straßen und Märkten, Quellen hervorbrachen."

einer Witterungslehre. 1825' erstmalig 1833 unter den 'Nachgelassenen Schriften' veröffentlicht worden ist ('Naturwiss. Schriften' 12, 74 ff.). Goethe bezeichnet diese Arbeit kurz als den „meteorologischen Aufsatz" oder, weil sie aus einer Reihe nur lose zusammengefügter Einzelabschnitte besteht, als die „meteorologischen Aufsätze". Es ist nun auffallend, wie die Beschäftigung mit diesem Thema, die eine Zeitlang geruht hatte, am 8. und 9. Februar wieder auflebt. Von Tag zu Tag wird notiert, wie der meteorologische Aufsatz „durchgesehen", „durchgelesen", „teilweise revidiert", „korrigiert", „diktiert", „ins Reinere diktiert" und „umdiktiert" wird; es waren dem Verfasser eben Nachrichten zugekommen, die ihn zu einer Umarbeitung und zu allerlei Zusätzen veranlassen mußten. Am 17. Februar ist diese Tätigkeit beendet: einige Tage später, am 25., folgt der schon genannte Vermerk: „Für mich Betrachtungen über das Jahr 1775, besonders 'Faust'." Was man bisher nicht beobachtet hat, ist die an demselben Tage eingetragene Bemerkung: „Die Überschwemmungsunfälle und meteorologische Betrachtungen bei dieser Gelegenheit." Sie ist in engste Beziehung zu jener Faustnotiz zu setzen, zu der sie gleichsam den Vordersatz bildet.

Unter die Zusätze zur 'Witterungslehre' des Jahres 1825 gehört der vom 'Bändigen und Entlassen der Elemente', der mit den Worten beginnt: „Indem wir nun Vorstehendes unablässig durchzudenken, anzuwenden und zu prüfen bemüht sind, werden wir durch manches eintretende Ereignis immer weiter geführt; man lasse uns daher in Betracht des Gesagten und Ausgeführten noch Folgendes vortragen." Was dann folgt, behandelt die Wildheit der Elemente und den Kampf, den der Mensch mit ihnen zu führen hat, in einer auffallenden, symbolisierenden Betrachtungsweise, die über das eigentlich Naturwissenschaftliche weit hinausgeht.

„Es ist offenbar, daß das, was wir Elemente nennen, seinen eigenen, wilden, wüsten Gang zu nehmen immerhin den Trieb hat. Insofern sich nun der Mensch den Besitz der Erde ergriffen hat und ihn zu erhalten verpflichtet ist, muß er sich zum Widerstand bereiten und wachsam erhalten. . . . Die Elemente daher sind als kolossale Gegner zu betrachten, mit denen wir ewig zu

kämpfen haben und sie nur durch die höchste Kraft des Geistes, durch Mut und List im einzelnen Fall bewältigen.

„Die Elemente sind die Willkür selbst zu nennen; die Erde möchte sich des Wassers immerfort bemächtigen und es zur Solidescenz zwingen . . . Ebenso unruhig möchte das Wasser die Erde, die es ungern verließ, wieder in seinen Abgrund reißen . . . Diese Betrachtungen schlagen uns nieder, indem wir solche so oft bei großem, unersetzlichem Unheil anzustellen haben. Herz und Geist erhebend ist dagegen, wenn man zu schauen kommt, was der Mensch seinerseits getan hat, sich zu waffnen, zu wehren, ja seinen Feind als Sklaven zu benutzen.

„Das Höchste jedoch, was in solchen Fällen dem Gedanken gelingt, ist: gewahr zu werden, was die Natur in sich selbst als Gesetz und Regel trägt, jenem ungezügelten, gesetzlosen Wesen zu imponieren. Wieviel ist nicht davon zu unserer Kenntnis gekommen!" (Naturwiss. Schriften 12, 102 f.)

Im Anschluß daran versucht Goethe dann eine Erklärung der Überschwemmungskatastrophen, die er im Dezember des Vorjahres nur erst geahnt und noch als unaussprechlich bezeichnet hatte. Er schließt mit den Worten: „Leider werden wir auch von dieser letzten Periode zunächst betroffen und haben besonders als Meeranwohner und Schiffahrende großen Schaden davon. Der Schluß des Jahres 1824, der Anfang des gegenwärtigen gibt davon die traurigste Kunde; West und Südwest erregen, begleiten die traurigsten Meeres- und Küstenereignisse."

In den angezogenen Abschnitten, deren Zusammenhang mit den Februarereignissen an der Nordsee nicht erst gezeigt zu werden braucht, stellt Goethe dem Menschen eine gewaltige Aufgabe: er soll mit höchster Geisteskraft, mit Mut und List das tückische Element, diesen „kolossalen Gegner", bändigen und zum Sklaven machen; die in ewigem Widerstreit liegenden Elemente sollen versöhnt werden. Ist das nicht, klar und deutlich ausgesprochen, die neue Lebensaufgabe, die sich Faust zu Anfang des vierten Aktes wünscht und die er dann im fünften so glänzend ausführt? Vergleichen wir die Dichtung mit dem meteorologischen Aufsatz! Fast mit den Worten dieses Aufsatzes

wird Fausts Leistung als „des Menschengeistes Meisterstück" (V. 11248) bezeichnet. Die an sich so schwer verständlichen Stellen von der Versöhnung der Elemente werden durch die Abhandlung überhaupt erst klar, z. B.

V. 11221 Die hohe Weisheit wird gekrönt,
Das Ufer ist dem Meer versöhnt.
V. 11541 Es ist die Menge, die mir frönet,
Die Erde mit sich selbst versöhnet.
V. 11231 Dein hoher Sinn, der Deinen Fleiß
Erwarb des Meers, der Erde Preis.

Wie in der Abhandlung werden in der Dichtung die Elemente, die ewigen Gegner des Menschen, als persönliche Wesen dargestellt: einmal ist es Neptun als Herrscher des Meeres, mit dem Faust ringen muß:

V. 11544 Du bist doch nur für uns bemüht
Mit deinen Dämmen, deinen Buhnen;
Denn du bereitest schon Neptunen,
Dem Wasserteufel, großen Schmaus;

ein andermal trägt die anstürmende Flutwelle fast die Züge eines grauenhaften Urweltungeheuers (Paralipomenon 188, Werke 15 II, 240):

Von ferne schwillt der Kamm. Es klafft
Mit tausend Rachen, schon hinweggerafft
Vom mächtigen Drängen, sachten Schieben,
Dann, wie wann Sturm unsinnig angetrieben,
Rollt's, bäumt sich, wogt . . .
Mit diesem Ungeheuer möcht' ich kämpfen,
Mit Menschengeist die Elemente dämpfen.

Da ist die Aufgabe am klarsten ausgesprochen; aber die Stelle gehört auch zu dem ältesten Entwurf des vierten Aktes. Als Goethe 1831 im Frühsommer diese Teile in die endgültige Form brachte, waren, wie schon einmal gesagt, die Eindrücke von 1825 verblaßt, der Dichter milderte den Ausdruck, so daß er unpersönlicher wurde. So lautet jetzt die Schilderung der Flutwelle viel kühler und leidenschaftsloser:

V. 10198 Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen,
Es schwoll empor, sich in sich selbst zu türmen;
Dann ließ es nach und schüttete die Wogen,
Des flachen Ufers Breite zu bestürmen.

Und statt des leidenschaftlichen Wunsches, mit dem Ungeheuer zu kämpfen, sagt Faust ziemlich farblos:

V. 10220 Da wagt mein Geist, sich selbst zu überfliegen;
Hier möcht' ich kämpfen, dies möcht' ich besiegen.

Zu den Zutaten der Spätzeit möchte auch die stärkere Betonung des sozialen Gedankens gehören, der deutlichere Hinweis auf den aus der Landgewinnung für die Menschen erwachsenden Nutzen. Nach dem ursprünglichen Entwurfe scheint das Ziel in erster Linie die Bekämpfung der dämonischen Urkraft des Meeres durch den menschlichen Geist gewesen zu sein; die Menschheit von der Gewalt der Elemente zu erretten, sie zu befähigen, das herrische Meer vom Ufer auszuschließen und Herr an seiner Statt zu sein, das war eine Aufgabe, die einem Faust angemessen war.

Im Jahre 1831 war das Ziel ein ganz anderes geworden: „Beneidenswert sind ihm die Anwohner des Meeresufers, das sie der Flut abgewinnen wollen. Zu diesen will er sich gesellen. Erst bilden und schaffen [das neue Land, dann] Vorzüge der menschlichen Gesellschaft in ihren Anfängen" (Paralip. 178). Bei dem Abstieg vom Dämonischen zum menschlich Sozialen konnte von dem ersten Entwurfe nur wenig gebraucht werden; von dem Ausgeschiedenen aber haben sich manche Bruchstücke erhalten, so daß man sich von der ersten Form unschwer eine Vorstellung machen kann.

Faust hat den Gegner erkannt und möchte mit ihm kämpfen (Paralip. 188, oben S. 124), dessen Macht sich der Erde gegenüber in dem ewigen, unbegreiflichen Wechsel von Ebbe und Flut äußert (V. 10198—226, dazu Paralip. 189). Er wird gewahr, „was die Natur in sich selbst als Gesetz und Regel trägt, jenem ungezügelten, gesetzlosen Wesen zu imponieren" (oben S. 123). Es ist die am Meeresstrande sich aufdrängende Wahrnehmung, daß „im Wasserlande einige Zentimeter Höhenunterschied mehr bedeuten als viele Meter im Berglande" [1]), was der Dichter mit den Worten ausspricht:

[1]) Linde, 'Niederelbe' S. 56.

Ein Hügelchen, ein Erdſtreif hält es auf,
Ich glaub', man hemmte ſeinen Lauf
Mit einer Reihe Maulwurfshaufen.

(Paralip. 189, in anderer Form V. 10222—26.)

Auf ſeine Klage hin bietet ſich dem hundertjährigen Fauſt Mephiſtopheles in der Geſtalt des dienſtbaren Geiſtes Haltefeſt als Helfer, indem er ihm die Mittel der Waſſerbautechnik an die Hand gibt (Paralip. 197). So muß Neptun, der Waſſerteufel, trotz ſeiner Entrüſtung („Wie brauſt Neptun! Tyrannen lacht man aus!") ſich beſiegt geben, mag auch Mephiſtopheles für ſich die Partei der Elementargeiſter nehmen (V. 11544—50). Wie das Wrack eines Schiffes mit entblößten Rippen treibt der Leichnam des Ungeheuers fern in den Wellen (Paralip. 190). Der Preis des Sieges iſt der freigewordene Meeresboden. Jetzt können auf der wüſten Strecke widerlichem Gebiet (V. 10215) die vom Strome hingetragenen Pflanzenkeime Wurzel ſchlagen (vgl. S. 131) und das neue Land begrünen („manches Wachstum, mancher Raſen", Paralip. 190). So werden die Elemente miteinander verſöhnt (die Stellen oben S. 124).

So hatte Goethe, wie man annehmen darf, in den Wochen nach der Nordſeekataſtrophe die Möglichkeit eines Schluſſes der Fauſttragödie gefunden, und was er damals als Krönung des Werkes in dichteriſcher Phantaſie geſchaut hatte, das trieb ihn nun ein unwiderſtehlicher Drang poetiſch darzuſtellen. Vom 25. Februar ab arbeitet er unermüdlich an der Ausführung dieſer Gedanken. Aus dem Tagebuche können wir die Entwicklung genau verfolgen. Zunächſt wendete er ſich dem Schluß „der Fauſtiſchen Abteilung" zu: es werden dazu die Teile zu rechnen ſein, in denen die Wolkenlehre ſo ſtark hervortritt; dann nahm er Einzelheiten des Helenaaktes vor (14. März). Als er am 25. März zu einem gewiſſen Abſchluſſe gekommen war, wurde eine Abſchrift an Riemer geſandt mit einem Begleitſchreiben, in dem es heißt: „[Ich] ſende . . . einen Teil der geſtrandeten Ladung, den ich den Strudeln des Lethe kecklich abgewonnen habe." Das geht auf die Helenaſzenen. Mit dem folgenden aber: „Ich hoffe, mit dem übrigen ſoll es auch gelingen, wenn ſich die Elemente nur nicht gar zu wild entgegenſetzen",

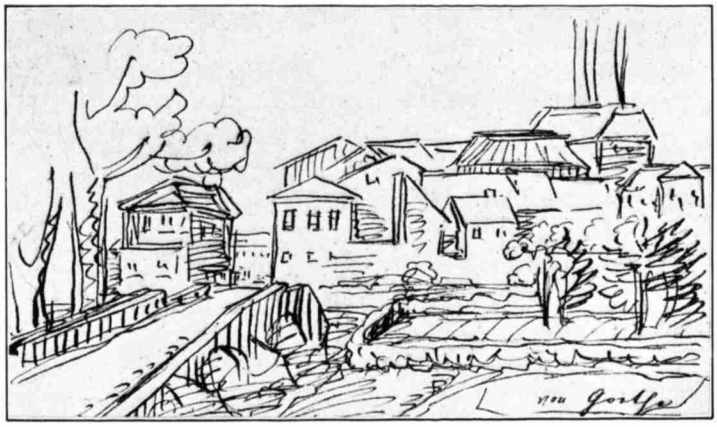
weist der Dichter hin auf die neue Aufgabe Fausts, wie sie die Dichtung in Übereinstimmung mit dem meteorologischen Aufsatze nunmehr vorführt.

Hiermit scheinen mir die Beziehungen des letzten Faustdrittels zur Nordsee noch nicht erschöpft zu sein. Wer, gerüstet mit genauer Kenntnis der Länder der Nordseeküste, an die Abschnitte herangeht, die von Fausts Aufgabe und Leistung im Wasserlande handeln, wird mit Staunen gewahr werden, wie genau der Dichter über die Seemarschen unterrichtet ist. Manches erwähnt er gelegentlich, anderes muß als ihm bekannt vorausgesetzt werden. Er weiß, wie das Land entstanden ist, wie es wohnbar gemacht und in gemeinsamer Arbeit der Bewohner gegen die Gefahren des Meeres geschützt wird. Die Fruchtbarkeit dieser gesegneten Landstriche, die Tüchtigkeit der im Kampfe mit den Elementen gestählten Bewohner, ihr eigenartiger Freiheitssinn, ihre Beschäftigung mit Landbau und Viehzucht, mit Seeraub und Handel: alles das und anderes mehr ist dem Dichter so vertraut, als wenn er es selbst erlebt hätte.

Damit hängt das Landschaftsbild zusammen. Man hat schon früher bemerkt, wie die Landschaft in Fausts Seereich in ihrem Wirklichkeitsgehalte wesentlich verschieden sei von den phantastischen Schauplätzen der ersten Akte des zweiten Teiles. Es ist so: an Klarheit und Übersichtlichkeit läßt diese Landschaft nichts zu wünschen übrig. Ein Höhenzug mit Dünenbildung streicht am Meere entlang. Bis zu seinem Fuße spülten einst die Fluten heran, jetzt sind sie durch die Deiche Fausts weit zurückgedrängt, nur in der Ferne erblickt man noch des Meeres blauen Saum und die Schiffe, die den neuangelegten Hafen aufsuchen. Zwischen Meer und Dünenzug dehnt sich, wohl entwässert und sorgfältig bebaut, das weite fruchtbare neue Land. Nur dicht am Höhenzuge haben die Wasser noch einen Sumpf zurückgelassen, der der Kultur widerstrebt und die Gegend schädigt. Nicht weit vom Fuße der Dünen, dort, wo zu Beginn der Arbeit die erste Bretterbude erbaut, der erste Spatenstich getan worden war, dort hat Faust inmitten eines weiten Ziergartens sein stolzes Schloß errichtet mit Turmwarte und Altan. Mit dem Hafen am Strande ist der Palast durch einen „großen gradgeführten Kanal" ver-

bunden, auf dem in Kähnen die friedlich erhandelten oder gewaltsam erbeuteten Schätze aus dem Hafen herangeführt werden können. Vom Palaste aus nach vorn, nach Osten, dem Hafen zu, vermag des Herrschers Blick im Bilde des Schiffsgewimmels die ganze Welt zu umfassen, nach hinten, nach Westen, gegen den Abendhimmel, sieht er auf den Dünen jene kleine Kapelle und das lindenumstandene Häuschen, das ihm zu seinem reichen Besitze noch fehlt. Die Szenerie ist klar und in einfachen Linien aufgebaut: der Höhenzug, der langgestreckte Sumpf an seinem Fuße, die blühende Marsch, aus der, unter Bäumen halb versteckt, der Zinnenturm des Palastes hervorragt, der zum Hafen führende Kanal, der Deich, der Strand mit seinen Buhnen und das Meer. Mit diesem Landschaftsbilde vergleichen wir die Schilderung, die der beste Kenner und Darsteller der nordwestdeutschen Küstenlandschaft, Richard Linde, in seinem Buche 'Niederelbe'[1]) von dem Charakter der linkselbischen Marschgegenden gibt: „Diesem parallelen Terrassenaufbau [des Uferlandes] entspricht die streifige Verschiedenheit des Bodens und zugleich des Landschaftsbildes. Der erste Streifen ist der Geestabhang von Duhnen bis Winsen aufwärts. An ihn schließen sich Dünen, die freilich linkselbisch nur in schwachentwickelten Spuren auftreten. Der zweite Streifen ist der mächtige Moorstreifen, der sich kaum unterbrochen längs der Geest hinzieht. Ganz allmählich geht der Moorboden in grauweißen Marschboden über. Das ist das Gebiet der Fettweiden, der Weizen-, der Bohnen- und Rapsfelder. Diesen dritten Streifen begrenzt der Deich als fester Saum. Als letzter Streifen folgt das Außendeichsland, nur selten ganz fehlend." Wir sehen: die Ähnlichkeit ist schlagend. Goethe hatte das niederelbische oder wenigstens ein diesem ganz ähnliches Marschland vor Augen, als er seinen Faust kolonisieren ließ. Ja, man könnte noch weitergehen. Der Hafen und seine Seeschiffe, die Bemühungen der guten Alten auf der Höhe, verirrten Schiffern des Tages durch Glockentöne, des Nachts durch Feuerzeichen den Weg zu weisen, führen uns aus der Flußmarsch in die Seemarsch, an das äußerste Ende der Halbinsel zwischen Elb-

[1]) S. 8ff.



Aus dem Zeichenbuch der Gräfin Julie v. Egloffſtein
Blick auf Jena von der „Tanne“ aus.
Gezeichnet von Goethe und der Gräfin Julie

und Weſermündung, in das Hamburgiſche Amt Ritzebüttel. Da ragt mitten in der Marſch der 650 Jahre alte trotzige Zinnenturm des Hauſes Ritzebüttel aus hohen Bäumen auf, ein Wahrzeichen des Landes, da zieht ſich vom Hafen zum Turme hin in gerader Linie ein Kanal, der Hafenpriel, der in der Altenwalder Wettern zu den Mooren weitergeht; in der Ferne die Altenwalder Höhen mit vorgelagerten Dünen, an deren Fuße einſtmals das Meer brandete.

Aber auch abgeſehen von etwaiger Beziehung des 'Fauſt' auf die Küſtenlandſchaft der Elbmündung iſt zu betonen, daß Goethe eine anſchauliche Kenntnis des niederdeutſchen Landes im allgemeinen beſeſſen hat. Wir fragen, woher ihm dieſe Kenntnis gekommen iſt. Schon im Vorſpiel 'Was wir bringen' von 1814 zur Eröffnung des Theaters in Halle ſchildert er Friesland (Werke 13 I, 99):

Das meerentrungne Land voll Gärten, Wieſen,
Den reichen Wohnſitz jener tapfern Frieſen,

und trägt dieſe Verſe 1819 in das Stammbuch zweier Bewohner Jevers ein, die ihn beſuchen (Werke 13 II, 171); aber die eigentlich lebendige Anſchauung hat ihm doch wohl Eckermann überliefert.[1])

Eckermann hatte in Winſen an der Luhe, im Waſſerlande, ſeine Knabenzeit verbracht, mit ſeinem Vater, dem ſtreifenden Hauſierer, auf weiten Wanderungen Land und Leute kennen gelernt. Er konnte ſeinem Meiſter wohl Auskunft geben über das, was dieſer von dem Schauplatz der Flutkataſtrophe wiſſen wollte. Aber die Vermittlung war noch unmittelbarer. Im Sommer 1826 machte Eckermann eine Reiſe in ſeine nordhannoverſche Heimat, ob nur auf eigenen Wunſch oder von Goethe angeregt, wiſſen wir nicht. Goethes Tagebuch meldet am 5. Juni 1826: „Dr. Eckermann, Abſchied nehmend für Hannover"; am 28. Juni:

[1]) In ſpätere Zeit, in das Jahr 1829, gehören die Nachrichten, die Goethe von Nikolaus Meyer über den Hafen von Bremen und die Anlagen an der Weſermündung einzieht: „ich habe dabei kein anderes Intereſſe als das allgemein deutſch-kontinentale" (an N. Meyer 10.—12. Februar 1829). Vgl. Hans Kaſten, 'Goethes Freund Dr. Nicolaus Meyer', Bremen 1926, S. 389 ff.

„Brief von Eckermann aus Stade"; am 29. Juni: „Gestern war ein umständliches Reisediarium von Eckermann angekommen"; am 14. Juli: „Abends kam Dr. Eckermann. Erzählte von Hamburg, Stade und den dortigen Anschwemmungen, Eindeichungen, Ansiedelungen"[1]; am 24. Juli: „Dr. Eckermann, mancherlei Beobachtungen mitteilend, die er auf seiner Hamburger Reise gemacht". Wer sich in Goethes Tagebücher eingelesen hat und die Art kennt, wie er ihm wichtige Dinge hervorhebt, der weiß, daß hinter diesen kurzen Bemerkungen viel steckt. Eckermanns „umständliches Reisediarium" scheint unvollendet geblieben zu sein; erhalten haben sich nur der Anfang, die Reise von Weimar bis in die Lüneburger Heide in der Zeit vom 5.—11. Juni darstellend[2]), und kurze tagebuchartige Aufzeichnungen vom 11. Juni bis 10. Juli[3]); am 10. Juli trifft Eckermann auf der Rückreise in Göttingen ein. In der Zeit vom 18.—22. Juni war er in Hamburg gewesen, hatte einen Ausflug in die Umgebung Stades gemacht, des Hauptortes des niederelbischen Überschwemmungsgebietes. Worauf er seine Aufmerksamkeit gerichtet, erhellt aus diesen Aufzeichnungen. Noch auf der Rückreise sucht er bei Landeskundigen Auskünfte über das Küstengebiet; so vermerkt er in Hannover: „Gespräch [mit Oberstlt. Seweloh] über Stade und Elbe", und am nächsten Tage (10. Juli) auf der Fahrt nach Göttingen: „Herrliches Gespräch im Postwagen mit einem trefflichen Mann aus Friedrichstadt über die Küstengegend", wozu er die Notiz fügt: „Eyderstädt 3 Inseln gewesen. 16 Fuß Klei, Weizen, Wintersaat." Nach Weimar zurückgekehrt, hat er die schriftlichen Berichte durch mündliche Erzählung ergänzt, und die Disposition, die Goethe dieser Erzählung in seinem Tagebuche gibt, die Einteilung in „Anschwemmungen, Eindeichungen, Ansiedelungen", läßt deutlich auf die Punkte schließen, die er erfahren wollte. Denn diese drei Sam-

[1]) Über die Besserung „Eindeichungen" (statt „Einrichtungen") siehe Petersen, 'Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche'[2], Frankfurt 1925, S. 84 Anm. 36.

[2]) 'Eckermann an Goethe. Zwei ungedruckte Briefe, mitgeteilt von H. Gerstenberg' ('Die Grenzboten' 1906, S. 25—32; 129—142).

[3]) Houben, 'J. P. Eckermann. Sein Leben für Goethe', 1925, S. 265 ff.

melbegriffe umfaſſen genau alles das, was wir oben als Goethes Kenntnis von dem Waſſerlande glaubten vorausſetzen zu müſſen. Goethes Wißbegier ſcheint durch die Mitteilungen nicht ganz befriedigt worden zu ſein; „meine Briefe hatte er", wie Eckermann nach der Rückkehr an ſeine Braut ſchreibt, „mit großem Intereſſe geleſen, und er machte mir zärtliche Vorwürfe, daß ich mein Tagebuch nicht fortgeſetzt".[1]) Im September 1826 ſchreibt Goethe dem Grafen Sternberg, was „ein von dem Ausfluß der Elbe herkommender Freund" ihm über den vom Elbwaſſer abgeſetzten Niederſchlag fruchtbarer Erde berichtet habe.[2])

Ob Eckermann ſeine Darſtellung durch Karten und Druckſchriften erläutert hat, muß dahingeſtellt bleiben. Ich habe an anderer Stelle[3]) die Vermutung ausgeſprochen, Goethe habe das beſte Buch, welches es damals über Land und Leute an der Elbmündung gab, gekannt, das Werk des Hamburgiſchen Senators, Bürgermeiſters und langjährigen Ritzebütteler Amtmanns Amandus Auguſtus Abendroth über 'Ritzebüttel und das Seebad zu Cuxhaven', das im Jahre 1818 bei Perthes und Beſſer in Hamburg herausgegeben war. Aus dieſem Buche konnte er allerdings viel Anregung ſchöpfen, die Bilder, Speckterſche Steindrucke, und die Karten des Buches können vieles aufklären, was uns bisher rätſelhaft geblieben iſt. Auch manche Einzelheit in der Dichtung könnte dadurch ein neues Licht gewinnen; aber ich wage nicht, die Annahme als ganz ſicher hinzuſtellen, da mir bisher nur ein Indizienbeweis gelungen iſt, auf deſſen Einzelheiten einzugehen, hier zu weit führt. In Goethes Bibliothek iſt das Buch freilich nicht geweſen.

Ob Eckermann auf ſeiner Erkundungsfahrt in das niederelbiſche Überſchwemmungsgebiet von den Landesbewohnern unter anderem auch gehört hat, daß im Marſchgebiete in der Nähe von Ritzebüttel, wo wir den Schauplatz von Fauſts Seereich gefunden zu haben glauben, 150 Jahre früher ein dem

[1]) Gerſtenberg S. 27.

[2]) Briefe 41, 172; Houben S. 239 f.

[3]) 'Literariſche und andere Nachwirkungen der letzten großen Sturmflut vom 3. und 4. Februar 1825' in 'Jahrbuch der Männer vom Morgenſtern, Heimatbund an Elb- und Weſermündung' XXII, 35 ff.

Teufel verschriebener Faust als Herr gewaltet hat, läßt sich nicht nachweisen. Die Möglichkeit ist zuzugeben; denn die Tatsache steht fest und war vor 100 Jahren wie heute im Volke bekannt.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts war im Lande Wursten, der Seemarsch zwischen Elb- und Wesermündung, die alteingesessene Familie Fouwes zu Ansehen und großem Landbesitz gekommen, und die beiden Brüder Johann Eide Fouwes und Eide Fouwes hatten den Ehrgeiz, aus der Zahl der durch altüberlieferte Verfassung gleichberechtigten Bauern sich zu erheben und Edelleute zu werden. Sie erbaten vom Kaiser Leopold I. unter dem Vorgeben, von einem gewissen Faust von Aschaffenburg, der um seiner Vorfahren Verdienste willen im Jahre 1557 geadelt sei, in gerader Linie abzustammen, die kaiserliche Bestätigung ihres adeligen Standes und Wappens — „ein blau oder lasurfarben Schild, darinnen aufrecht eine zugethane Faust ihrer natürlichen Farb und Gestalt". Der Kaiser willfahrte dem Begehren der begüterten und einflußreichen Männer und bestätigte unter dem 2. September 1671 ihren Adel, indem er ihnen und ihren ehelichen Nachkommen beiderlei Geschlechts nach ihren Besitzungen im Wurster Neufelde den Namen „Faust von und zu Neufeld" verlieh.

Gestützt auf diese Verleihung erreichte Johann Eide dann vom Landesherrn, dem Könige Karl XI. von Schweden, die Belehnung mit der Gerichtsbarkeit erster Instanz über alle seine Güter im Lande Wursten und dem ganzen Bereich der Herzogtümer Bremen und Verden (11. Juni 1673). Die so erworbenen Herrenrechte sind trotz dem erbitterten Widerstande der freiheitliebenden Wurster Bauern bis zum allerdings bald erfolgten Aussterben des Geschlechts der Faust von und zu Neufeld in Kraft geblieben.

Die Namengleichheit und der Haß gegen den Emporkömmling mögen veranlaßt haben, daß sich an Johann Eide Faust bald die alten Faustgeschichten anhängten. Er soll mit dem Teufel im Bunde gestanden, dadurch alle möglichen irdischen Vorteile und Genüsse gewonnen, endlich aber seine Seele verloren haben: ein niederdeutsches Gegenstück, wenn auch in örtlicher Beschränkung, zu dem oberdeutschen Zauberer Faust. „Am alten

Fausthause im Kirchspiel Kappel hat bis heutigen Tages die Öffnung nicht geschlossen werden können, durch die der Teufel die Seele des unseligen Mannes geholt hat." Soweit Geschichte und Volkssage.[1])

Der Kern von beiden: Faust, ein verrufener Mann, wird vom Kaiser zum Ritter gemacht und Herr des Seestrandes, lockt zu Vergleichen mit der Faustdichtung, in welcher Ritterschlag (Paralip. 193) und Belehnung mit des Reiches Strande (V. 10305 f. als Ziel genommen, V. 11035 und 11115 f. als vollzogen vorausgesetzt, in den Skizzen mehrfach erwähnt) eine wichtige Rolle spielen.

Auf jeden Fall ein seltsames Zusammentreffen, sachlich und örtlich; um so auffallender, als von Fausts Erhebung in den Ritterstand in den Quellen der Sage nie die Rede ist.

Faust stirbt mit dem Blick auf das deutsche Meer und das diesem abgewonnene Land, auf den Lippen den herrlichen Hymnus auf die Freiheit, wie sie deutschem Wesen entspricht. Der deutsche Faust: wohl treibt die Sehnsucht nach idealer Lebensverklärung den Mann in das sonnige Land des griechischen Südens; aber wo er sie begonnen hat, da endet der Greis auch seine Lebenstage: unter dem nordischen Himmel Deutschlands. So rundet sich auch hier ein Ring.

[1]) Vgl. 'Geschichte des Landes Wursten' von G. v. d. Osten II, 130 ff.; Zeitschrift 'Niedersachsen', 16. Jahrg. (1910/11), 28.